

ADAM

ALS
Ich Feuer mache, höre ich Sarah schluchzen. Soll ich ins Zelt zurückgehen? Ich warte einen Moment draußen, dann gehe ich fort in den Wald.

Ich kann es ihr nicht verübeln, dass sie Angst hat. Ich habe den größten Teil meines Lebens Angst gehabt, seitdem ich wusste, was die Zahlen bedeuten. Ich war erst fünf. Das ist eine lange Zeit.

Sie hat Angst um Mia, genau wie ich. Aber ich habe auch Angst *vor* Mia. Es tut mir leid, doch so ist es.

Es ist falsch, ich weiß. Sie ist wunderschön – mit ihren blauen Augen, dem blonden Haar, der braunen Haut vom Leben draußen. Ein Goldkind. Überall, wo wir hinkommen, schauen die Leute sie an – nachdem sie erst mich gemustert haben. Und natürlich ist es nicht ihr Aussehen, das mich wahnsinnig macht, sondern ihre Zahl. Sie hat nicht die Zahl, mit der sie geboren wurde. Jedes Mal, wenn ich sie ansehe, habe ich dieses gruselige Gefühl. Ihre Zahl flimmert irgendwie in meinem Kopf, so als ob sie nicht wirklich da ist. Sie erinnert mich immer an Oma und an den schrecklichen Tag im Feuer, zu Beginn der großen Katastrophe.

Oma sollte nicht an jenem Tag sterben. Sie hatte noch siebenundzwanzig Jahre zu leben. Ich war immer davon ausgegangen, dass sie für mich da sein würde, dass ich mich auf sie verlassen könnte. Ich hatte gedacht, dass sie in Sicherheit wäre. Aber das war sie nicht. Im einen Moment da, im nächsten fort. Ich kann bis heute nicht daran denken, ohne einen Kloß im Hals zu spüren. *Es ist nicht fair.* Nichts daran ist fair. Ich wollte nicht, dass Mia starb, also lief ich ins Feuer, um sie zu retten. Aber ich wollte doch auch nicht, dass Oma starb. Ich kann es nicht verhindern, mich immer wieder zu fragen: Hat Mia Oma die Zahl gestohlen? War es Mord? Oder hat Oma ihr die Zahl überlassen?

Niemand weiß, was passiert ist. Es ist unser Geheimnis – das Geheimnis von Sarah und mir – und ich denke, so sollte es auch für immer bleiben.

Und dieses Gefühl wegen Mia – nicht mal Sarah habe ich je davon erzählt. Aber was in der Nacht des Feuers geschah, war nicht in Ordnung.

Es war nicht normal.

Ich kenne die Regeln nicht mehr. Ich weiß nicht mehr, wie alles funktioniert. Wenn Mia Dinge verändern kann, um ihr Leben zu retten, muss dann ein anderer Mensch den Preis dafür bezahlen?

Am Abend versammeln wir uns wieder um Daniels Feuer.

Diesmal gibt es Kanincheneintopf. Das heiße Essen wirkt wie ein Rausch, es wärmt und benebelt mich. Marty und Luke haben die Kaninchen gefangen – sie sind ganz stolz, das

sehe ich. Sie schubsen sich, lachen und scherzen. Jemand fängt an zu singen. Es ist ein altes Lied.

Mia starrt ins Feuer. Die Flammen werfen ein rosiges Licht auf ihr Gesicht. Sie wirkt mehr denn je wie ein Engel. Es scheint ihr besser zu gehen. Daniels Paracetamol hat gewirkt. Aber was wird nächstes Mal sein? Sarah hat Recht – wir brauchen Menschen.

Ich lege den Arm um Sarah und lasse die Hand auf ihrem Bauch ruhen. Unter meinen Fingern kann ich spüren, wie sich das Baby bewegt. Sarah beugt sich zu mir. Ich küsse sie auf den Kopf, schließe die Augen, atme ein und höre dem Gesang zu. Einen Moment lang, nur für den Bruchteil einer Sekunde, bin ich glücklich. Es war richtig, dass wir geblieben sind.

Der Lärm der Motoren ist anfangs so leise, dass ich ihn kaum wahrnehme. Er wirkt wie ein Teil des Gesangs, doch dann, als er stärker wird, hören es alle gleichzeitig und der Gesang bricht ab.

Das Licht der Flammen flackert auf unseren schweigenden Gesichtern. Dann merke ich, dass mich alle ansehen.

»Sie sind wieder da«, sagt Daniel. Er muss nicht sagen, wer. *Drei Männer auf Motorrädern. Leute, denen man besser nichts verrät.*

Ich springe auf, packe die Hände der Jungs.

»Kommt schon«, sage ich. »Lasst uns verschwinden. Sofort.«

Marty und Luke schauen zu Sarah. Sie hebt den Arm und fasst nach meinem Handgelenk, um mich zurückzuhalten.

»Adam ...«

Es hat keinen Sinn. Ich weiß das, aber ich muss etwas tun.

»Bitte«, sage ich.

Sie sieht den Ausdruck auf meinem Gesicht und versucht mit Mia im Arm aufzustehen.

»Bleib hier, Adam. Wir sind für dich da«, sagt Daniel. Er sieht sich im Kreis um und alle nicken zustimmend. Er spricht für die ganze Gruppe. Aber ich kann nicht still d sitzen. Ich kann es einfach nicht.

Wir stolpern vom Feuer weg, suchen unseren Weg zwischen den Zelten und Hütten hindurch und dann raus in den dunklen Wald, wo wir uns zusammendrängen, mit Blick auf das Lager. Von hier aus können wir alles sehen, aber niemand sieht uns. Der Motorradlärm hat aufgehört, doch jetzt tanzen drei Lichtpunkte auf das Feuer zu. Wenig später erkenne ich auch die dazugehörigen Gestalten: Männer in schwarzen Lederjacken und -hosen, schwarzen Stiefeln und schwarzen Stulpen. Sie schwenken den Strahl ihrer Taschenlampen in alle Richtungen, als sie sich nähern, und bleiben direkt vor dem Kreis um das Feuer stehen. Da, wo wir saßen, sieht man deutlich eine Lücke – wieso hat denn niemand daran gedacht, sie zu schließen?

Alle Augen sind auf die Männer gerichtet. Nicht nur die Kleidung unterscheidet sie, auch die Art, wie sie sich benehmen, und ihre Waffen: typische Armeegewehre über der Schulter und Munitionsgürtel vor der Brust.

Der mittlere der drei Männer tritt vor. Er hat graues, kurz geschnittenes Haar und ein stark ausgeprägtes Kinn. Sein Ge-

sicht wirkt blass, als ob er länger nicht draußen gewesen wäre, aber ich könnte nicht sagen, wie alt er ist. Dreißig? Oder sechzig?

»Wir wollen die Party nicht stören«, sagt er. Seine Stimme klingt tief, aber energisch, fast abgehackt. »Suchen nur was, wo wir die Nacht über bleiben können.«

Klingt harmlos. Drei Reisende auf der Suche nach einem Schlafplatz.

Neben mir beginnt Mia zu wimmern.

Die Jungs sind still.

Sarah beruhigt Mia, die zusammengerollt in ihren Armen liegt und ihr Gesicht in den Händen verbirgt. »Drachen«, flüstert sie. »Laute Drachen.«

»Psst, Mia, psst.« Das warme, entspannte Gefühl, das wir am Feuer gespürt haben, ist längst weg. Sarahs Gesicht ist in sich zusammengefallen und verängstigt.

»Ihr könnt gern hier bleiben«, sagt Daniel. »Wir finden auch sicher noch etwas zu essen für euch, etwas Warmes.«

Die drei treten näher ans Feuer und nehmen unsere Plätze im Kreis ein, mit dem Rücken zu uns. Der Mann, der gesprochen hat, ist offensichtlich der Anführer. Zu seiner Rechten sitzt ein kleinerer drahtiger Typ mit unangenehmem Blick. Der andere ist riesig, ein Klotz von einem Mann, mit langem dunklem Haar.

Jetzt, wo wir nicht mehr am Feuer sind, ist es kalt. Marty und Luke zittern. Mia fängt an zu husten. Sarah drückt sie noch enger an sich, aber ganz lässt sich das Geräusch nicht unterdrücken.

Von den Leuten am Feuer kommt keine Reaktion. Alle schauen schweigend in die Flammen. Dann beginnt die Fragererei.

»Ihr wisst, wen wir suchen«, sagt der Mann mit den grauen Haaren. »Habt ihr ihn gesehen? Seid ihr Adam Dawson begegnet?«

Ich halte den Atem an.

Werden Daniel und die andern lügen? Werden sie *uns* retten oder lieber ihre eigene Haut?

»Ja, ich habe ihn gesehen«, sagt Daniel. »Er ist hier vorbeigekommen, aber er ist schon wieder weg.«

Keine Lüge, wenn man es genau nimmt. Aber auch kein Verrat.

»Seit wann?«

»Er ist gleich nach dem Essen wieder aufgebrochen.«

»Dann habt ihr sicher nichts dagegen, wenn wir das Lager durchsuchen?«

»Habt ihr einen Durchsuchungsbefehl?«

Der Mann lacht. Es ist ein knarziger Laut, als käme er nur selten zum Einsatz. »Nein, ich habe keinen Durchsuchungsbefehl. Ich brauche auch keinen. Denn ich bin für die Regierung unterwegs. Mein Name ist Saul, mehr müsst ihr nicht wissen.«

Also ist es die Regierung. Ich spüre, wie das Wort auf mich niederkracht. Geht es um die alte Mordanklage? Sind sie deshalb hier?

Daniel wirkt jetzt, als ob ihm unwohl ist, doch er verhält sich immer noch höflich.

»Ihr wollt im Dunkeln suchen?«

»Genau.«

Daniel zuckt die Schultern. »Wir haben nichts zu verbergen, aber das hier sind unsere Wohnungen. In denen schlafen Babys. Es ist schon spät. Warum wartet ihr nicht bis morgen früh?«

Saul überlegt. »Könnten wir machen. Schließlich kommt bei dieser Dunkelheit niemand besonders weit, oder?«

Daniel beantwortet die Frage nicht. »Habt ihr ein Zelt?«, fragt er die drei.

»Haben wir, aber du hast Recht, es ist schon spät. Wir legen uns gleich hier am Feuer in unsere Schlafsäcke.«

Daniel nickt, doch Saul hat überhaupt nicht um Erlaubnis gefragt.

Der Abend ist zuende. Die Leute brechen zu ihren Behausungen auf. Die drei Fremden verschwinden in der Dunkelheit, um ihre Sachen zu holen.

»Was sollen wir jetzt machen?«, flüstert Sarah.

»Wir schnappen unser Zeug und verschwinden«, antworte ich.

»Aber es ist stockfinster. Was glaubst du, wie weit wir kommen?«

»Keine Ahnung. Wir müssen nur was finden, wo wir uns verstecken können.«

»Im Dunkeln?«

Wieso begreift sie nicht? Wieso hat sie keine Angst vor diesen Männern? Wieso kann sie nicht ein Mal mit mir einer Meinung sein? Mia fängt wieder an zu husten.

»Hör auf zu husten, Mia. Ich muss nachdenken.«

»Sie kann nichts dafür. Schau, sie kommen zurück. Psst, Mia, psst.« Sarah knöpft ihren Mantel auf und wickelt ihn um Mia, dann schaukelt sie sie hin und her.

»Weg«, sagt Mia leise. »Mann soll weg.«

Wir beobachten, wie die drei Männer ihre Schlafsäcke am Feuer ausbreiten. Sie haben auch eine Flasche dabei. Die Flüssigkeit fängt das Licht des Feuers golden ein, als sie die Flasche herumreichen. Alle andern sind jetzt fort.

Sie reden leise miteinander, kumpelhaft, scherzend, so wie Männer früher ihre Zeit zusammen verbracht haben. Mein Körper zuckt zusammen, als mir ein kalter Schauer den Rücken hinabfährt. Die Kälte wird allmählich schneidend. Wie lange wird es dauern, bis sie sich schlafen legen und wir uns fortschleichen können? Die Flasche ist jetzt fast leer, das Feuer verglüht allmählich.

Dann plötzlich hebt Saul, der Mann mit dem grauen Haar, ohne sich umzudrehen, die Stimme und ruft in die Nacht: »Wieso kommst du nicht näher ans Feuer, Adam? Du musst doch vor Kälte erfrieren.«

ADAM

WIR

stehen zwei Meter voneinander entfernt und sehen uns an. Er hat eine weiße Narbe über dem linken Auge.

Ich mache mir fast in die Hose vor Angst, aber ich will nicht, dass er es merkt. Ich baue mich vor ihm auf und schaue ihm in die Augen. Seine Zahl haut mich um. Sie ist anders.

160220309.

Doch es ist nicht die Zahl, die mir an die Nieren geht.

Es ist der Tod selbst.

Er ist ungewöhnlich, ein Sekundenbruchteil aus Schmerz, Verzweiflung, Wut und Panik. Ich habe so etwas noch nie gespürt. Ich kann es nicht erklären, nur dass es ein Gefühl ist, als ob der Tod von außen in den Körper eindringt, mit einem kratzenden, nagenden, stechenden Schmerz, und gleichzeitig bricht er von innen heraus, jede Zelle kollabiert und das alles kommt qualvoll zusammen.

Ich möchte wegschauen, mich von seinem Schmerz losreißen, aber da ist noch etwas anderes. Seine Zahl flimmert in meinem Kopf. Je mehr ich versuche, sie zu fixieren, desto mehr tanzt sie und wechselt zwischen hell und dunkel. Ein kurzes Aufleuchten und sofort ist sie wieder weg.

Das Ganze – der Tod, das Flimmern – macht mich schwindlig. Der Boden schwankt unter meinen Füßen.

»Adam«, sagt Saul. »Setz dich. Trink was mit uns.«

»Nein, danke«, antworte ich. »Ich trink nicht. Nicht so was.«

Doch ich setze mich hin. Hab ja keine große Wahl – meine Beine fühlen sich an wie Pudding.

Saul nickt den andern beiden zu und die Männer verschwinden in der Dunkelheit.

»War nicht leicht, dich zu finden«, sagt Saul. Er setzt sich neben mich, greift nach der Whiskyflasche und trinkt.

Ich konzentriere mich auf meinen Atem, versuche die Angst unter Kontrolle zu halten, die mir durch den Körper schießt.

Wer ist dieser Mann? Welcher Tod fühlt sich so an wie seiner?

»Wieso habt ihr nach mir gesucht?«, frage ich und meine Stimme klingt höher, als ich es möchte. »Was wollt ihr von mir?«

»Ich bin gekommen, um dich von hier wegzuholen.«

Es ist, als ob mir eine Hand mit voller Wucht gegen die Kehle schlägt. Ich habe es Sarah gesagt. Ich habe es gewusst. Sie sind hinter mir her und sie wollen mich holen.

»Wegholen? Wohin? Wieso?«

»Wir arbeiten für die Regierung. Wir bringen das Land wieder auf Vordermann. Dazu brauchen wir Menschen wie dich, Adam. Starke Menschen. Menschen, die führen können. Menschen mit besonderen *Fähigkeiten*.

Das haut mich um.

»Fähigkeiten«, sage ich und denke über die Bedeutung des Wortes nach. Niemand hat mich jemals als *fähig* bezeichnet.

»Aber die Regierung will nichts hören«, sage ich. »Vor zwei Jahren habe ich versucht es ihnen zu erklären, doch sie haben alles getan, um mich zum Schweigen zu bringen.«

»Sie haben dich festgenommen.«

»Ja.«

»Wegen Mordes.«

»Aber ich war es nicht! Man hat mir den Mord untergeschoben. Ich hab niemanden umgebracht.«

Jetzt habe ich richtig Angst. Wer oder was dieser Typ auch immer ist, er weiß viel über mich. Zu viel.

»Das war damals. Heute ist alles anders. Jetzt wollen wir deine Hilfe.«

»Was hat sich denn geändert? Ich habe damals allen gesagt, dass das Ende naht – und so ist es gekommen.«

»Aber es ist nicht das Ende, Adam«, erklärt er. »Es ist der Anfang, der Beginn einer neuen Welt, in der Menschen wie du gehört, geschätzt und mit Respekt behandelt werden. Du kannst etwas bewirken.«

Ich weiß nicht, was ich sagen soll. »Wie meinst du das?«

»Die Menschen haben dir schon einmal zugehört. Sie haben angefangen, London zu verlassen. Sie werden dir wieder zuhören. Du kannst eine Galionsfigur werden. Wo du Gefahr siehst, kannst du die Menschen warnen – sie aus Gegenden herausbringen, die überflutet werden, sie aus Häusern holen, die einstürzen. Du kannst Kinder zu den Versorgungsstatio-

nen führen, damit sie zu essen bekommen. Du kannst helfen, Adam. Du kannst uns beim Wiederaufbau unseres Landes helfen.«

Ich glaube ihm nicht. Warum sollten die Menschen, die vorher versucht haben, mich mundtot zu machen, jetzt plötzlich meine Hilfe wollen?

»Warum habt ihr so lange gebraucht, mich aufzuspüren. Ich trage einen Chip. Ihr hättet mich also jederzeit finden können.«

»Wir mussten erst das Informationsnetz im Land wieder aufbauen. Die Software, das ganze System. Wir hatten zwar die Drohnen, aber wir konnten nicht mit ihnen kommunizieren. Jetzt können wir es. Wir haben auch Telefone – ein Basisnetz ist wiederhergestellt und in Betrieb genommen. Wir fügen die Dinge neu zusammen, so wie früher, doch wir brauchen Menschen wie dich.«

»Ich möchte den Menschen ja helfen, natürlich, aber –«

»Du musst nicht mehr länger so leben wie jetzt«, redet er weiter, als ob ich gar nichts gesagt hätte. »Du musst nicht mehr weiter so hausen, wie dieser Haufen hier, in Kälte und Dreck, als ob du ein Barbar wärst. Deine Kinder müssen nicht länger Hunger leiden und frieren. Sie müssen nicht mehr krank sein.«

»Wie meinst du das?«

»Es gibt Orte mit Strom, Wärme, Essen, Medizin.«

»In England?«

»In England, Schottland, Wales. Es gibt noch Inseln der Zivilisation. Enklaven. Für die, die *mitwirken* können.«

»Städte?«

Er zuckt die Schultern. »Teile von Städten, einige Gebäude, Landsitze, Bauernhöfe. Orte, an denen man vorgesorgt, für die Zukunft geplant hat. Mit Windrädern, soliden Brennstofföfen, Solarkollektoren. Einige sind intakt geblieben. Andere wurden repariert.«

Er lächelt und wirft seine leere Flasche ins Feuer.

»Es wird ein harter Winter werden, Adam. Der härteste seit 2011.«

Ich weiß, dass er Recht hat. Es gibt mindestens drei Menschen im Lager, die den Frühling wohl nicht mehr erleben werden. Ich denke an Marty und Luke und an Mia und Sarah, an die letzten zwei Jahre, die wir mit Mühe überstanden haben.

Inseln der Zivilisation.

Der Gedanke, in einem Haus zu leben, im Warmen und Trockenen, tut geradezu weh.

»Was müsste ich tun?«

Saul schlägt mir seine Hand auf den Rücken, als wäre es schon beschlossene Sache.

»Spiel deinen Part, mein Freund. Spiel deinen Part. Wir bauen das Fundament für eine neue Gesellschaft, in der Intuition und wissenschaftliche Arbeit Hand in Hand gehen. Altes und Neues. Menschen, die etwas Besonderes haben, Menschen wie du, die missverstanden wurden – wir wollen dich verstehen.«

Fähig. Missverstanden. Verstehen.

Ich weiß, dass er seine Worte sorgfältig wählt, die Sätze

zielgerichtet formuliert. Ich spüre, dass er die richtigen Fäden zieht, und das gefällt mir nicht. Doch es sind warmherzige Worte. Sie tun mir gut.

»Sprich mit Sarah drüber«, sagt er ganz ruhig. »Sprich jetzt sofort mit ihr. Und dann komm zurück und sag mir, was sie davon hält.«

»Sie schläft bestimmt schon. Ich will sie nicht aufwecken.«

»Dann besprich es gleich morgen mit ihr. Ich werde noch da sein.«

Ich male mir aus, wie er die ganze Nacht dasitzt. Auf meine Antwort wartet.

Und nur ein Ja wird ihn zufriedenstellen.

ADAM

BEI

der ersten Dämmerung lassen wir die Jungs und Mia schlafend im Zelt und machen uns dorthin auf, wo ich Saul gestern zurückgelassen habe. Er sitzt noch am Feuer und wartet, genau wie er gesagt hat. Die beiden andern sind nicht da. Ihre Schlafsäcke und Gewehre sind verschwunden.

Sarah bombardiert ihn mit Fragen. Sie ist wie ein Rottweiler, mehr so, wie sie war, als wir uns kennenlernten. Ihr Auftritt ist ziemlich beeindruckend. Aber ich sehe Sauls Ungeduld.

Er will ihr nicht antworten, will uns nicht sagen, wo genau wir hingehen würden. Das Einzige, was er verrät, ist »Nach Süden«, und dann endlich: »In die Cotswolds.« Ich weiß nicht mal, was die Cotswolds sind.

»Das muss etwa achtzig Kilometer von hier sein«, sagt Sarah. Sie weiß offenbar mehr als ich. »Und wie würden wir da hinkommen?«

»Haben ein paar Motorräder hier. Damit brauchen wir ungefähr eine Stunde, mehr nicht.«

»Wir sind fünf und ihr drei. Und davon abgesehen, Mia kann unmöglich auf ein Motorrad und ich finde, die Jungs sollten auch nicht, und ich –«

Sie unterbricht sich mitten im Satz und ich merke, sie will nicht, dass Saul von dem Baby erfährt. Sie zieht ihren Mantel enger um den Körper, doch statt den Bauch zu kaschieren, lenkt sie erst recht die Aufmerksamkeit darauf.

Saul sieht sie von oben bis unten an, und ich weiß, der Groschen ist gefallen.

»Du hast Recht, Sarah«, antwortet er. »Acht durch drei geht nicht. Es gibt pro Maschine einen Platz für den Fahrer und dazu je einen Sozius. Macht maximal drei Beifahrer – von mir aus Adam, du und Mia.«

Für einen Moment fällt ihr die Kinnlade runter. »Nein«, sagt sie. »Auf keinen Fall. Wir werden meine Brüder nicht hier lassen. Sag ihm das, Adam. Sag's ihm!«

»Egoismus ist hier fehl am Platz – wir leben in einer Zeit, in der wir überlegen müssen, was wir für andere tun können«, antwortet Saul ganz ruhig.

»Willst du sagen, ich bin egoistisch, weil ich mich um meine Familie kümmerge?« Sie ist jetzt so richtig stinkig.

»Nein, aber es gibt eine größere Vision. Ich weiß, Adam ist wichtig für dich, doch er ist auch wichtig für uns alle.«

Beide drehen sich um und sehen mich an.

Ich denke an warme Betten. Ich denke an heißes Essen. Ich denke daran, Menschen zu helfen und ihre Zahlen zu deuten, wie ich es sonst getan habe. Aber ich weiß, Sarah hat Recht. Ich muss jetzt bei ihr bleiben und ohne die Jungs wird sie nirgendwo hingehen.

»Im Moment eher nicht, Saul«, sage ich. »Wir bleiben den Winter über hier.«

Ich lege meine Hände auf Sarahs Schultern und spüre, wie ihre Anspannung weicht.

»Ist das deine endgültige Entscheidung?«, fragt er. »Dein letztes Wort?« Es liegt jetzt ein warnender Ton in seiner Stimme, doch es spielt keine Rolle, was er noch sagt. Ich habe mich entschlossen und ich weiß, dass es das Richtige ist.

»Ja«, sage ich bestimmt. »Mein letztes Wort.«

Er presst den Kiefer zusammen und in seinen Augen blitzt Wut auf. Er schaut sich kurz um, als ob er genau sehen will, wer wo steht. Dann kehrt sein Blick zu mir zurück.

»In diesem Fall lässt du mir keine andere Wahl.« Er stürzt auf mich zu, packt mich am Handgelenk, reißt mich herum und dreht mir den Arm auf den Rücken. »Ich verhafte dich, Adam Dawson. Du wirst dich wegen Mordes verantworten müssen, oder hattest du das vergessen?«

Sarah hat er aus dem Weg gestoßen, sie taumelt zur Seite. Alles geht blitzschnell. Ich hab überhaupt keine Zeit, zu reagieren. Er reißt so fest an meinem Arm, dass ich denke, jeden Moment springt der Knochen aus dem Gelenk.

»Arschloch!«, keuche ich. Er reißt noch stärker.

»Lass ihn los.« Ich schaue hoch und starre auf einen Gewehrlauf, doch der Lauf ist nicht auf mich gerichtet.

Daniel hat Saul im Visier.

»Lass ihn los«, sagt er wieder. Er ist ganz ruhig und fixiert Saul.

»Ich handle im Auftrag der Regierung«, faucht Saul. »Du kannst mir nicht mit einem Gewehr drohen.«

»Ich geb einen Scheiß auf deine Regierung. Das hier ist

mein Lager. Du bist hier nicht mehr erwünscht. Lass Adam los und hau ab.«

Ein paar Sekunden herrscht Schweigen. Daniel und Saul starren sich an. Ich weiß nicht, wer als Erster aufgeben wird. Das Einzige, was ich höre, ist das pochende Blut in meinen Ohren, als Saul mein Handgelenk noch fester packt. Dann lässt er los. Mein Arm fällt seitlich herab. Ich wanke ein paar Schritte von Saul fort, dann drehe ich mich um und sehe ihn an. Ich möchte ihm meine Faust ins Gesicht schlagen.

»Das war's, Adam. Bleib weg von ihm.« Daniel hat alles im Griff. Dafür, dass er so ein kühler Typ ist, gibt er echt einen guten Sheriff ab. »So. Und jetzt zu dir, Saul, verschwinde hier und lass dich nie wieder blicken. Wenn ich noch einmal dein Gesicht in unserem Lager sehen sollte, knall ich dich ab.«

Saul weicht mit erhobenen Händen zurück. Sein Gesicht wirkt wie ein drohendes Gewitter. Während ich ihn anschau, gefriert alles in mir. Er ist nicht der Typ, der vergibt und vergisst.

Als er zwanzig Meter entfernt ist, dreht er sich um und schleicht fort in den Wald. Einen Augenblick später hören wir die Motorräder starten.

Ich drehe mich zu Daniel um und sage: »Danke, Mann.«

»Kein Problem. Du bist eine Legende, Adam. Ich nehme an, der Typ da, dieser Saul – er versucht dich kaltzustellen.«

»Was?«

»Er versucht dich aus dem Verkehr zu ziehen, weg von den Leuten, die dich brauchen.«

»Wer braucht mich?«

Daniel schaut überrascht. »Wir alle. In dem Punkt hatte er Recht – du bist für uns alle sehr wichtig. Und du wirst hier immer Freunde haben. Immer.«

Ich schaue ihm in die Augen. 31052067. Es gibt kein immer, für niemanden, aber ich verstehe, was er zu sagen versucht, und ich weiß es zu schätzen.

»Danke«, sage ich und will ihn abklatschen, doch er packt meine Hand und drückt mich an sich. Ein bisschen Schulterklopfen, dann lösen wir uns wieder. Ich blinzle schwer, um die Tränen zurückzuhalten. Sarah hatte Recht, mich daran zu erinnern. Es sind Menschen, die unser Leben ausmachen.

»Was, glaubst du, werden sie als nächstes unternehmen?«, fragt Daniel.

»Keine Ahnung. Jedenfalls glaube ich nicht, dass sie es damit bewenden lassen. Wir sollten weiterziehen, denke ich, sie uns vom Leib halten.«

»Nein, Adam«, sagt er. »Bleib hier. Du bist uns willkommen. Wir alle haben gehofft, dass du herfinden würdest.«

»Sarah?«

Sie steht ganz still und bleich neben mir, wirkt fast wie ein Geist.

»Ich mag keine Gewehre«, sagt sie.

Ich lege meinen Arm um sie. »Sie sind jetzt weg. Alles ist wieder gut.«

»Sie sind *jetzt* weg. Aber ich wette, sie werden bald wiederkommen.«

Wir gehen durch das Lager zu unserem Zelt. Nach der An-

spannung der letzten zwölf Stunden, kommt es mir so vor, als ob das ganze Lager einen Seufzer der Erleichterung ausstößt. Die Leute kümmern sich um ihre Feuer, horchen auf das Geräusch, mit dem sich die Motorräder entfernen. In der Nacht hat es Frost gegeben, doch jetzt schimmert das Licht durch die Äste über uns und lässt den Boden glitzern.

Dann höre ich Marty und Luke. Sie schreien.

Sarah und ich laufen los.

Zuerst sehe ich Luke, der außerhalb des Zelts liegt und sich das Gesicht hält.

Dann kommt Marty auf uns zugelaufen, das Gesicht von Tränen verschmiert.

Schließlich sehe ich die Rückseite des Zelts. Es ist von oben bis unten aufgeschlitzt.

»Mia ... Mia ...«, ist alles, was Marty herausbringt. Sein Atem geht stoßweise und zittrig.

Ich renne auf das Zelt zu und springe hinein.

Mias Bett ist leer.

Sie ist weg.